

Eva Lugbauer
Und am Ende stehen wir Zitronen

Roman

IM WASSER

Mit dem Kopf unter Wasser fühlte ich mich nicht schlecht. Einen Fisch sah ich schwimmen, wenn ich mich recht erinnere. Und ich dachte mir, der Fisch hat es gut. Sonst dachte ich nichts, glaube ich. Was hätte ich denken sollen, mit meinen drei oder vier Jahren. Das Denken kam später. Die Angst vorm Sterben auch. Jedenfalls, so erzählte man mir, meine Beine wären ganz still gewesen, draußen in der Luft. Ich hätte nicht gezappelt. Ganz still hätten meine Beine in die Luft geragt. Und nur ein paar wenige Sekunden sei mein Kopf unter Wasser gewesen, vielleicht dreißig, maximal sechzig, länger sicher nicht. Dann habe mein Vater schon bemerkt, dass ich kopfüber im Schwimmreifen steckte, und mich wieder umgedreht. Richtig herum. Beine ins Wasser, Kopf in die Luft. Ich hätte nicht geweint, erzählte man mir. Und auf die Frage, wie es gewesen sei unter Wasser, hätte ich gesagt: »Schön.« Ich kann mich daran nicht erinnern. Nicht an die Dinge über Wasser. Alles, woran ich mich erinnern kann, ist das Gefühl unter Wasser. Und das war nicht schlecht.

STEHEN

Gänsehaufen, dachte ich. Eine Gruppe Frauen stand um Sandra herum. Jägermeister kippen, hopp hopp, hurra. Nichts als ein Gänsehaufen, dachte ich noch einmal. Vierzehn oder fünfzehn Frauen waren es, die sich in Unterfichten versammelt hatten, um Sandras Polterabend zu feiern. Gänse im Dirndl. Ich, auch eine Gans im Dirndl. Sandra, eine Gans in Dirndl und Schleier.

»Noch einen Jägermeister, Isa?«, hörte ich von hinten.

Heiraten also, in diesem Alter bin ich jetzt, dachte ich. »Immer nur her mit dem Schnaps«, sagte ich.

Hopp hopp, hurra. Runter mit dem Jägermeister und rauf mit uns Gänsen auf den Anhänger. Polterstation eins: Mit dem Traktor durch Unterfichten fahren. Und ein Hallo und ein Radau und eine Schnatterei. Bier auch nicht zu wenig. Und die Aufgabe der Braut: Kekse in Form von Penissen verkaufen. Selbst gebacken. Eine Stunde oder zwei fuhren wir Penisekexe verkaufend durch Unterfichten, bevor wir in Autos umstiegen und das Dorf verließen. Auf zu Polerstation zwei: Sexshop. Schon aus der Ferne sahen wir die Buchstaben neben der Autobahn leuchten. Hunderte Male waren wir daran vorbeigefahren, an diesem Tag bogen wir ein, auf den Parkplatz, stellten die Autos ab, stiegen aus und standen auf dem Parkplatz – vor uns grelle Leuchtbuchstaben, hinter uns brausen-

de Autos, gegenüber eine Tankstelle, dahinter Felder. Noch einen Jägermeister kippen. Hopp hopp, hurra. Und dann auf in den Sexshop. Wir fielen ein. Nicht anders kann ich es sagen. Vierzehn oder fünfzehn Gänse im Dirndl fielen in den Sexshop ein. Und stöberten herum. Eine hielt ein Höschen in die Luft und schrie quer durch den Shop: »Na, wie wär's damit?« Eine andere: »Wer braucht neue Handschellen?« Und eine dritte: »Schau, da sind die Vibratoren.«

Und das war der Moment, in dem ich kurz aus mir herausstieg. Ja, in meiner Erinnerung sehe ich es genau so: mich von außen, die Szene von oben. Frau Isa, was suchst du hier? Ich wusste es nicht. Wusste nicht, was ich dort suchte und auch nicht, was ich überhaupt suchte. Meine Zukunft, vielleicht. Ein Abenteuer, möglicherweise. Einen Seelenverwandten auch, natürlich. Gänsehäufen im Sexshop jedenfalls keinen, ich muss hier weg, dachte ich. Nahm eine Dose, die in Griffweite war, bezahlte sie und verließ das Geschäft. Wartete auf dem Parkplatz, bis die anderen Gänse kamen, gesammelt. Vereinzelt Säckchen tragend, die dann in den Kofferräumen verstaut wurden. Auf zu Polterstation drei. Zurück in bekanntes Revier. Unterfichten. Dorfwirt. Abendessen. Nach dem Abendessen an die Schank. Wieder selbstgebackene Penisse verkaufen. Ich stand etwas abseits und nippte an einem Bier. Neben mir ein Mann, auch mit einem Bier.

»Und wer bist du?«, fragte er.

Das ist eine gute Frage, dachte ich. »Isa«, sagte ich.

»Isa wie?«

»Erlinger.«

»Erlinger Isa?«, sagte er. Denn, Regel in Unterfichten: Familienname vor Vorname. »Erlinger Isa«, sagte er noch einmal, »aus Unterfichten?«

»Nein«, sagte ich.

»Eine Zugereiste?«

»Ich bin aus Oberfichten, aber ich wohne in Unterfichten, mein Freund ist von hier.«

»Wer ist dein Freund?«

»Der Martin Berger.«

»Ah, der Berger Martin, die Freundin vom Berger Martin. Die Kindergartentante?«

»Ja, genau die«, sagte ich, mich keineswegs wundernd, dass er mich kannte. Die Leute in Unterfichten kannten mich, obwohl ich die wenigsten kannte. Das war nichts Neues.

»Die Kindergartentante«, wiederholte der Mann. Und schaute auf meine Brüste, ich sah es genau, wie er auf meine Brüste schaute. Auch das war nichts Neues. Die Unterfichtener schauten auf meine Brüste, und sie taten das nicht nur, wenn ich Dirndl trug. Danke, Jungbäuerinnenkalender, dachte ich. Das hattest du notwendig, Frau Isa, dass dir die Unterfichtener jetzt bis in alle Ewigkeit auf die Brüste starren.

»Zilli, noch ein Bier«, rief der Mann der Wirtin hinter der Schank zu.

Sie reagierte nicht.

»Ein Bier, Zilli, sofort!«, rief er.

»Langsam, langsam«, die Wirtin zurück, »eine Wirtin ist kein Schnellzug.«

»Ja ja, aufmüpfiges Weiberleut«, murmelte er. »Du bist eine süße Maus«, sagte er zu mir.

Weg, ich muss hier weg, dachte ich. Und nippte an meinem Bier.

»Die da hinten«, sagte er und deutete auf die Wirtin, »ist ein bisschen –«, er tippte einen Finger gegen seine Stirn.

Die Wirtin kam und stellte das Bier auf den Tresen.

»Was sagst du über mich?«, fragte sie.

»Schöne Brüste hast du«, sagte er zur Wirtin.

»Ja, ja«, sagte die Wirtin mit einem Lachen, drehte sich um und ging.

Zu mir sagte er: »Weißt du, die gehört einmal ordentlich –«, und machte eine Geste mit den Hüften.

»Aha«, sagte ich.

Weg hier, raus! Ich ging vor das Wirtshaus, auf die Straße, setzte mich auf eine Bank, schaute in den Himmel. Es war noch immer hell. Bestimmt war es schon acht Uhr oder später, aber noch immer hell. Und jetzt Polterstation vier, dachte ich. Dorfdisco. Das halte ich nicht mehr durch. Eine Weile saß ich und überlegte, wie ich verschwinden könnte. Einfach nicht mehr hineingehen? Ich könnte sagen, mir sei schlecht geworden.

Die Wirtshaustür ging auf und Sandra torkelte heraus, mit dem Korb voller Peniskekse. Sie setzte sich neben mich.

»Alles gut bei dir?«, fragte Sandra.

»Ja ja«, sagte ich, »die Frage ist: Alles gut bei dir?«

»Polterabend halt, zu viel Schnaps.«

Sie griff in ihren Korb, hielt mir einen Peniskekse entgegen.

»Magst du?«

»Nein, danke.«

»Die sind aber gut.« Sie stopfte sich den Keks in den Mund. Kaute. Und kaute. Und kaute darauf herum. »Weißt du«, sagte sie dann, »jetzt heirate ich.«

»Ja. Weiß ich.«

»Ja, aber ich heirate und hab in meinem Leben nur einen angegriffen, einen Einzigen.«

Ich sah sie fragend an.

Sie deutete in den Korb. »Penis«, sagte sie. »Einen einzigen. In meinem ganzen Leben.«

Ich schaute auf die Kekse im Korb. »Hast du mehr?«, fragte sie. »Ich meine, wie viele hast du angegriffen? Hattest du andere vor Martin?«

Ich schaute weiter auf die Kekse im Korb. Wollte ich mit ihr darüber sprechen? Sandra war nicht unbedingt das, was ich als Freundin bezeichnet hätte. Sie war eine, sagen wir, bessere Bekannte. Die Freundin eines Freundes von Martin. Wir saßen manchmal in Sandras Garten zusammen und grillten, im Sommer, oder saßen in ihrer Küche und tranken Wein, im Winter, ein Mal waren wir gemeinsam auf Urlaub gewesen. Gemeinsam, das hieß: zwei Mal Doppelpack. Sandra und ihr Zukünftiger, ich und Martin. Auf diese Weise kannte ich Sandra. Im Doppelpack. Sie war nicht jemand, dem ich erzählte, was wirklich in meinem Kopf vorging. So jemanden gab es genau genommen in meinem Leben gar nicht.

»Zwei«, sagte ich schließlich doch.

»Zwei?«, sagte sie. »Das ist mehr als einer.«

»Das stimmt«, sagte ich, immer weiter auf diese Kekse im Korb schauend.

»Aber besser nur einer, als es wären zu viele gewesen, oder?«, sagte Sandra.

»Wahrscheinlich«, sagte ich. Wahrscheinlich nicht, dachte ich.

»Nein, einer ist genug«, sagte Sandra.

Mir wurde schlecht und schwindelig und ich wollte durchatmen, und ich atmete also durch, aber es nützte nichts. Die Luft war stickig und heiß und sie stand. Alles stand, hier in diesem Dorf. Alles stand still. Nicht zuletzt mein Leben. Nicht zum Aushalten!

Irgendetwas musste passieren. Ich wollte mir am liebsten alle Kekse auf einmal in den Mund stopfen oder aufhüpfen und mich schütteln und schreien und springen. Ich wollte laufen. Davonlaufen. Ja! Weg, ich wollte nichts als weg.

»Du, Sandra«, sagte ich, »ich geh heim.«

»Was?«, sagte sie. »Jetzt schon? Es ist noch hell.«

»Mir ist nicht gut«, sagte ich, »ich will heim.«

Und dann ging ich also, allerdings nicht heim. Ich ging den See entlang. Zu einer roten Bank. Genau genommen, zu meiner roten Bank. Ich war dort oft, vor allem, wenn ich allein sein wollte. Und allein war man dort so gut wie immer. Ich saß dann und schaute auf das Wasser, das glitzerte und funkelte. Und ich fiel, in meinen Kopf, in meine Gedanken, meine Erinnerung, meine Träume. In das Glitzern. In das Funkeln.

An diesem Abend war die Sonne schon hinter den Bergen verschwunden. Nichts glitzerte mehr. Nichts funkelte. Der See lag dunkel vor mir. Eingekegelt von Bergen, dachte ich, ja, es ist ein eingekegelter See. Und allein war ich auch nicht. An diesem Abend sah ich eine Frau auf meiner Bank sitzen, sie hatte einen Rucksack neben sich abgestellt.

Und ich dachte, wieso muss hier jetzt eine Frau sitzen? Das ist meine Bank! Auf dieser Bank sitze immer nur ich. Allein. Aber was sollte ich tun? Eben. Darum, vorüberschleichen, grüß Gott sagen, eine andere Bank suchen.

»Diese Sommerabende«, sagte die Frau zu mir, mit einer Geste zum Himmel. Ich wollte Ruhe in meinem Kopf und um meinen Kopf und erwiderte also nichts als ein Lächeln und Nicken, wollte weiter um den See schleichen.

»Diese Sommerabende«, sagte die Frau noch einmal.

Nun gut, Frau Isa, dachte ich. Musst du wohl höflich sein. Musst du wohl stehen bleiben. Musst du wohl etwas erwidern. Was könnte man sagen? Man könnte sagen, wie wunderbar die langen Sommerabende seien, weil so lange im Hellen sitzen und der Sonnenschein und überhaupt.

»Diese Sommerabende sind nicht auszuhalten«, sagte die Frau. »Dieses Licht, diese Sonne. Und vor allem: diese gute Laune. Durch die Luft, durch den Radio, durch den Fernseher, durch die Zeitung, überall wird die gute Laune versprüht. Überall wird einem weisgemacht, ein fabelhafter Sommer steht vor der Tür, der genützt werden muss«, sagte die Frau, und dass sie diese gute Laune nicht mehr ertrage, keinen Tag länger.

Genau meine Meinung, dachte ich und sah die Frau genauer an. Weißes Haar, schulterlang, lockig, ein Tuch darin. Sonnenbrillen auf der Nase. Ein langer Ohrring baumelte unter dem Haar hervor, nur auf einer Seite, asymmetrisch. Sie trug eine geblünte Bluse, sehr geblünte Bluse, sehr bunt geblünte Bluse, die bis an die Knie reichte. Leggings. Und: goldene Turnschuhe. Schick, dachte ich. Nur der Rucksack passte nicht zum Outfit. Warum der Rucksack? Eine Wanderin? Wanderer gab es im Sommer viele in Unterfichten. Aber in diesem Outfit? Ganz und gar nicht typisch Wanderin. Ganz und gar nicht typisch Unterfichtenerin. Sympathisch. Frau mit Stil. Könnte ich auch so werden? In dreißig Jahren? Nein, dachte ich dann. Denn: Bunter Vogel. Würden die Unterfichtener die Frau beschreiben, würden sie *bunter Vogel* sagen. Und bunter Vogel war ich keiner. Ich war die nette Isa Erlinger. Die freundliche Kindergartentante. Die liebe Freundin vom Berger Martin. Die süße Maus, vielleicht. Vielleicht sagten sie das, wenn sie über mich sprachen. Süße Maus. Wahrscheinlich aber mit einem Unterton: ganz geheuer

ist sie uns nicht, die zugereiste süße Maus aus Oberfichten, redet nicht viel, aber immerhin, muckt nicht auf und ist lieb zu den Kindern. Und gute Brüste hat sie auch, hätten sie gesagt. Außerdem wahrscheinlich: Die gehört einmal ordentlich – und dann die Geste mit den Hüften. Auf diese Weise kam ich vielleicht in den Gesprächen der Unterfichtener vor. Bunter Vogel hätte keiner zu mir gesagt.

Die Frau auf der Bank steckte sich eine Zigarette an. »Wollen Sie auch eine?«, sagte sie in meine Richtung.

Zigaretten! Das war eine Idee! Ich hatte seit Jahren keine Zigarette mehr geraucht, aber an diesem Abend hielt ich eine Zigarette für eine überaus gute Idee. Ich setzte mich also auf die Bank und rauchte mit der Frau. Eine Zigarette, dachte ich mir, und dann gehe ich nach Hause. Aber Zigaretten lassen Eis schmelzen. Sprich: Nichts mehr mit Reden über nervige Sommerlaune. Nichts mehr mit harmlos. Eingemachte Themen jetzt. Tote Tochter, sagte die Frau. Unfall. Und Sterbetag, der zehnte. Heikle Geschichte, dachte ich. Konnte ich mich auch nicht einfach aus dem Staub machen nach der ersten Zigarette. blieb ich also sitzen. Zweite Zigarette. Und hörte zu. Noch mehr Eis schmolz. Da sei ein Geliebter gewesen, früher, schon lange her, sagte die Frau, ein Geliebter, der nicht zu ihrer gemeinsamen Tochter gestanden hatte. Außerdem: später ein gewalttätiger Mann, dazwischen Geldmangel, irgendwann ein abgetriebenes Kind, irgendwann Diagnose Brustkrebs, irgendwann aufgeschnittene Pulsadern. Das ist ein Leben, dachte ich. Diese Frau hatte wenigstens einen Grund für ihre schlechte Laune. Ich hingegen. Warum saß ich betrübt auf dieser Bank? Weil in meinem Leben nichts passierte. Ein Polterabend mit Peniskek- sen, das ja. Aber sonst. Nichts. Wegen nichts saß ich betrübt hier.

Wir rauchten noch eine Zigarette. Die Frau schwieg. Was gab es über mich zu sagen?

»Frisch wird es langsam«, sagte ich. Quasi Überleitung: harmloses Gesprächsthema. »Wissen Sie, Sie erinnern mich an meine Tochter«, sagte die Frau.

Überleitung missglückt. Wieso erzählte sie mir das alles? Es war genug jetzt. Nicht mich da reinziehen lassen. Nach Hause, sonst nichts mehr.

»Und wo geht es für Sie heute noch hin?«, sagte ich mit einem Blick auf den Rucksack neben der Frau.

»Ach, ich mache eine längere Reise«, sagte sie.

»Dann gute Reise«, sagte ich. »Und gute Nacht.«

Am nächsten Tag klingelte die Nachbarin an unserer Wohnungstür. Als ich öffnete, sagte sie nicht: Guten Morgen. Oder: Hallo. Auch nicht: Grüß dich.

Sie sagte: »Hast du es schon gehört?« Und schüttelte den Kopf. »Man kann sich das nicht vorstellen.« Sie schüttelte wieder den Kopf. »Schrecklich.« Immer schön weiter den Kopf schüttelnd. »So was tut man nicht.« Schüttel, schüttel.

»Was ist denn passiert?«, sagte ich. Mein Gott, dachte ich, dass die Nachbarin immer so ein Drama veranstalten muss.

»Die Haller Hilda«, sagte die Nachbarin. Wie gesagt: Nachname vor Vorname, in Stein gemeißelte Regel. »Die Haller Hilda«, sagte die Nachbarin noch einmal. Schüttel, schüttel, weiterhin.

»Wer?«, sagte ich. Komm, spuck es aus, dachte ich.

»Hast du es noch nicht gehört?«, die Nachbarin. Und: Schüttel, schüttel. Freundlich bleiben, Frau Isa. Immer schön freundlich bleiben. »Was denn?«, sagte ich also.

Dann aber sprudelte es aus der Nachbarin heraus. Ins Wasser sei sie gegangen, die Haller Hilda, man könne sich das nicht vorstellen. Schüttel, schüttel. Mit einem Rucksack voller Steine ins Wasser gehen. Nein, man könne sich das nicht vorstellen. Überall am See sei die Feuerwehr unterwegs gewesen und habe sie gesucht, jetzt habe man sie gefunden, herausgezogen aus dem Wasser, die Haller Hilda. An einem Sonntag. In der Nacht ins Wasser gehen. Das tue man doch nicht. An einem Sonntag! Schüttel, schüttel.

Ich musste schlucken. Suchte nach Worten. Sah die Frau von vergangener Nacht auf der Bank sitzen, in meinem Kopf.

Furchtbar, sagte die Nachbarin. Sie habe ja alles gehabt, die Haller Hilda. So ein schönes Haus und so einen schönen Garten. In Pension sei sie erst seit ein paar Jahren gewesen, hätte einen schönen Lebensabend haben können. Gut, ihr Leben sei nicht immer einfach gewesen, ein Pech mit den Männern habe sie gehabt, und die Tochter sei gestorben. Vor vielen Jahren aber schon. Ein alter Hut. Da gehe man doch nicht Jahre später deswegen ins Wasser. Mit dreiundsechzig. Dreiundsechzig, kein Alter. Krank sei sie auch nicht gewesen. Nichts. Ja, einmal Brustkrebs. Aber der sei geheilt worden. Jetzt, wo sie geheilt gewesen sei. So etwas tue man nicht, sagte die Nachbarin. Schüttel, schüttel, ohne Ende.

In meinem Kopf begannen die Gedanken zu rollen. Die Sommerabende seien nicht auszuhalten, hatte die Frau gesagt. Keinen Tag länger, hatte sie gesagt. Nicht auszuhalten.

Tragisch, sagte die Nachbarin. Aber sie habe es sich gedacht, wenn sie ehrlich sei. Eigentlich habe sie schon lange gewusst, dass etwas nicht stimme. In den letzten Jahren habe man sie überhaupt nicht mehr gesehen, die Haller Hilda. Überhaupt nicht mehr auf der Straße, nicht einmal mehr im Garten, wo sie sonst oft in ihren Beeten

gegraben und Gemüse gepflanzt habe. Man habe sie überhaupt nicht mehr gesehen.

Ich habe sie gesehen, rollte es durch meinen Kopf, gestern habe ich sie gesehen. Gut gemacht, Frau Isa, lässt eine Selbstmörderin in den See spazieren. Hättest du sie retten können? Warst du nicht aufmerksam genug? So schick gekleidet und einen unschicken Rucksack, das hätte dir spanisch vorkommen müssen. Frau Isa, die Frau hat dir ihr Leid geklagt und du gehst einfach nach Hause.

Die Nachbarin jetzt ganz in ihrem Element: Über andere Unterfichtener erzählen. Ob ich sie denn nicht gekannt hätte, die Haller Hilda. Krippen-Hilda hätten alle zu ihr gesagt. Ob ich nicht das Krippenhaus kannte. In der Seestraße. Jedes Jahr im Advent habe die Haller Hilda vor ihrem Haus eine Krippe aufgebaut, mit lebensgroßen Figuren. Jesuskind, Maria, Josef, Kaspar, Melchior, Balthasar, Hirten, Ochs, Esel, alles. Ob ich das Krippenhaus nicht kannte.

Das Krippenhaus kannte ich. Das Krippenhaus kannte jeder hier im Umkreis von dreißig Kilometern. Im Advent war ich oft daran vorbeispaziert, hatte aber immer nur die Krippe gesehen, nie die Frau, die daran bastelte. Das soll die Frau von der roten Bank gewesen sein?

Die Krippe sei die große Leidenschaft von der Haller Hilda gewesen, erzählte die Nachbarin. Ein ganzes Jahr lang habe sie immer an den Figuren herumgebastelt, aus Deutschland und Amerika und weiß der Teufel woher habe sie Figuren und Stoffe bestellt, um dann jedes Jahr wieder aufs Neue mit ihrer Krippe auftrumpfen zu können. Ein bisschen – die Nachbarin wischte mit ihrer Hand vor der Stirn hin und her – sei sie ja schon immer gewesen, die Haller Hilda. Aber die Krippe sei schön gewesen, jedes Jahr.

Und in meinem Kopf: Du hättest ihren Tod verhindern können, Frau Isa.

Und die Nachbarin: Vielleicht habe sie Geldprobleme gehabt, die Haller Hilda. Oder sie sei wieder krank geworden. Der Krebs, der komme ja immer wieder zurück, wenn man den einmal habe. Oder es sei wieder eine Männergeschichte gewesen. Aber nein, wegen der Liebe, das machten ja nur die Jungen. Wobei, bei der Haller Hilda, bei der könne man es nicht so genau wissen.

Und in meinem Kopf: Mörderin, Frau Isa. Eine Mörderin hätte sich nicht schuldiger fühlen können als ich in diesem Moment.

Und die Nachbarin, nicht zu bremsen: Sie sei ja eine Zugereiste gewesen, die Haller Hilda. Sei in Wien aufgewachsen und eines Tages hier in Unterfichten aufgetaucht. Mit einer kleinen Tochter. Man habe nie gewusst, der Vater, sei der jetzt einer aus dem Dorf, oder warum ziehe die hier her mit dem Mädchen. Ein liebes Mädchen, anfangs. Aber dann – jetzt kam wieder die Wischbewegung vor der Stirn. Naja, die Jungen halt. Die sei ja auch schon gestorben, die Tochter. Tragisch, ein Unfall. Wenn die Haller Hilda damals. Das hätte man ja verstanden. Aber jetzt. Man könne sich das nicht vorstellen, sagte die Nachbarin. Und schüttelte den Kopf.

Martin war an diesem Tag wandern mit einem Freund. Ich also allein zu Hause und starrte gegen die Wand. Mörderin, dachte ich wieder. Aber was hätte ich tun sollen? Ich hatte ja nicht ahnen können, dass die Frau sich ertränken würde. Hätte ich? Ich ging von einem Raum in den nächsten, trank ein Glas Wasser, sah aus dem Fenster, stellte mich auf den Balkon. Gab es für mich etwas zu tun? Musste ich meine Begegnung mit Hilda Haller jemandem erzählen? Wollte ich das? Spazierengehen. Das wollte ich. Zum Krippenhaus. Genau. Das würde ich tun. Also ging ich die Straße entlang. Keines der Häuser kam mir bekannt vor. Obwohl ich die Krippe jedes Jahr

gesehen hatte, ich demzufolge jedes Jahr vor dem Haus gestanden und also das Haus auch gesehen haben musste. Aber im Sommer, kam mir vor, waren die Häuser nicht wiederzuerkennen. Von außen erinnerte nichts an eine Krippe. Nichts sprach auch dafür oder dagegen, dass das eine oder das andere Haus das Haus einer Selbstmörderin gewesen wäre. Leichenwagen sah ich keinen, keinen Polizisten, keinen Pfarrer. In dem grauen Haus mit den Balkonblumen hätte ebenso ein Selbstmörder wohnen können wie in dem gelben mit dem Gittertor davor. Und in dem blauen mit dem Willkommen-Schild an der Haustür genauso wie in dem weißen mit den Plastikzwerge im Garten. Ich ging die Straße zwei Mal auf und ab. Genau genommen sprach von außen betrachtet auch nichts dafür, dass in irgendeinem der Häuser überhaupt Leben herrschte. Es war still. Gespenstisch. Keine Kinder, keine Frauen, keine Männer. Niemand auf der Straße, niemand in den Gärten. Nur eine Fliege summte an meinem Ohr vorbei. Und eine Katze kam mir entgegen.

Ich sah auf die Uhr, es war vier. Ich war noch nicht lange unterwegs. Eigentlich war diese Straße nicht weit entfernt von unserer Wohnung. Zehn Minuten Fußweg. Was in dieser Hilda Haller vorgegangen sein muss, fragte ich mich. Ob sie überhaupt irgendjemanden gehabt hatte, der mit ihr redete.

Die Katze schmiegte sich um meine Beine. Ich bückte mich, um sie zu streicheln.

Wie es gewesen wäre, wenn ich diese Hilda Haller schon früher kennengelernt hätte. Wenn ich einen Spaziergang an ihrem Haus vorbei gemacht hätte, wenn sie vielleicht gerade in ihren Beeten gegraben hätte, wir ein Gespräch begonnen hätten, sie mich zu einem Kaffee eingeladen hätte. Ob ich diese Einladung angenommen hätte? Ob wir uns dann öfter getroffen hätten? Ob sie sich dann nicht

ertränkt hätte? Weil sie jemanden zum Reden gehabt hätte? Hätte, hätte, hätte! Ich hätte diese Frau gerne kennengelernt! Ja, das hätte ich, verdammt! Zu spät, Frau Isa! Das hast du von deinem hätte, hätte, hätte. Mein Leben war ein einziger Konjunktiv! Immer lebte ich in der Möglichkeit, immer nur in meinem Kopf.

Zu Hause setzte ich mich auf den Balkon, starrte in die Sonne und führte mehrere Selbstmordmöglichkeiten für mich ins Feld, theoretische. Dachte darüber nach, ob Tod durch Ertränken, im Fall des Falles, für mich infrage käme. Ich stellte mir das sehr schwierig vor. Mit Tabletten war es wohl einfacher, aber auch grausamer. Ich dachte über die Selbstmorde in Unterfichten nach. Da gab es einige. Und es gab auch einige Regelmäßigkeiten. Mir fiel zum Beispiel kein einziger Mann ein, der sich mit Tabletten aus dem Leben befördert hatte, und keiner, der sich die Pulsadern aufgeschnitten hatte. Mir fiel auch kein Mann ein, der sich erschossen hatte. Selbst die Jäger nicht. Männer erhängten sich in Unterfichten. Selbst die Jäger erhängten sich lieber, als sich mit ihren Gewehren zu erschießen. Warum? Wäre ich ein Jäger gewesen, hätte ich mich erschossen. Obwohl. Blutbad. Erhängen war wohl sauberer. Bei den Frauen wiederum fiel mir keine Einzige ein, die sich erhängt hatte. Frauen erledigten Selbstmord hier mit Tabletten. Und dann gab es noch die, die in den See gegangen waren. Um sie rankten sich Geschichten. Es gab Unterfichtener, die konnten sämtliche See-Selbstmörder der vergangenen zweihundert Jahre aufzählen. Wer hätte schon von einem Erhängten von vor zweihundert Jahren erzählt? Aber die Geschichten der See-Selbstmörder wurden weitergegeben, von Generation zu Generation, und die See-Selbstmörder also zu Legenden. Zu meinen Lebzeiten hatte ein solcher Selbstmord durch Ertränken noch nicht stattgefunden, bis zu Hilda Hallers Selbstmord, aber alte

Legenden, die sich vor meiner Zeit ereignet hatten, kannte selbst ich als Oberfichtenerin einige. Und jedem See-Selbstmörder haftete etwas Mystisches an. Etwas Geheimnisvolles. Glitzerndes. Ja, etwas Funkelndes. Und ich hatte eine See-Selbstmörderin getroffen. Leibhaftig. Kurz vor ihrem Tod. Wer war diese Frau und was trieb sie in den Selbstmord?

In meine Überlegungen platzte das Krachen des Türschlosses, in dem sich ein Schlüssel umdrehte. Martin. »Hast du es schon gehört?«, sagte er. Das passte. Nicht: Hallo. Nicht: Grüß dich. Nicht: Wie war dein Tag? Nein. *Hast du es schon gehört?*, sagte er. Wie die alteingesessenen Unterfichtener. *Hast du es schon gehört?* Ich hätte ihm diesen Satz am liebsten um die Ohren wirbeln wollen. Und dann schüttelte er auch noch seinen Kopf, unablässig ließ er seinen Kopf hin und her wackeln, wie einen Hundeschwanz.

»Würdest du dich ertränken?«, fragte ich. Ganz unvermittelt platzte dieser Satz aus mir heraus.

»Was?«, sagte er.

»Ob du dich ertränken würdest?«

Er sah mich an.

»Rein theoretisch, meine ich. Wie würdest du dich umbringen?«

»Ich weiß nicht. Darüber hab ich noch nie nachgedacht.«

»Jeder denkt manchmal darüber nach, wie er sich umbringen würde.«

»Schon?«

»Schon.«

Martin ging ins Bad, zog sich seine Hose aus und kehrte in Unterhosen zurück. Das machte er jeden Tag, wenn er abends nach Hause kam. Eine Angewohnheit, die mich ärgerte. Martin saß also da, neben mir, in Unterhosen, ich ärgerte mich und gemeinsam

starrten wir eine Weile in die Sonne, die dabei war, hinter den Bergen zu verschwinden.

»Wie würdest du –?«, sagte er in das Schweigen hinein.

»Tabletten, wahrscheinlich«, sagte ich. »Oder Pulsadern. Mich selbst ertränken wäre auch verlockend, aber stell ich mir schwierig vor.«

»Wieso?«

»Weil da der Wille extrem groß sein muss. Der Wille zum Sterben. Das stell ich mir schwierig vor, dass man wirklich unter Wasser bleibt, wenn dann die Luft ausgeht. Dass man sich dann nicht doch denkt, ich halte das nicht aus, ich tauche wieder auf. Sondern dass man unter Wasser bleibt. Da muss der Wille zum Sterben doch extrem groß sein.«

»Aber der Wille muss doch auch bei Tabletten groß sein. Wenn du sie schluckst. Oder wenn du dir die Pulsadern aufschneidest.«

»Ja, aber da besteht noch Hoffnung, dass mich jemand lebendig findet.«

»Aber als Selbstmörder willst du doch gar nicht, dass dich jemand lebendig findet.«

»Wenn du ins Wasser gehst, vielleicht nicht, aber wenn du Tabletten schluckst, vielleicht schon.«

Martin sagte nichts mehr.

»Und du?«, sagte ich. »Wie würdest du dich umbringen?«

»Ich weiß nicht. Es ist Sonntag, ich will von schönen Dingen reden.«

»Die Welt besteht aber nicht nur aus schönen Dingen.«

»Am Sonntag aber schon.«

Diskussion beendet. Wir sprachen den ganzen Abend lang nichts mehr, abgesehen von Dingen wie: Ich geh jetzt duschen. Magst du

auch was trinken? Morgen wird es heiß. In einem halben Jahr ist schon wieder Weihnachten. Was hat die Nachrichtensprecherin heute wieder an? Ich bin müde. Gute Nacht.

Ich ging zum Friseur, an einem der nächsten Tage. Im Nachbarort. Dort hatte ein neuer Friseur eröffnet, den ich ausprobieren wollte. Spitzen schneiden. Immer ließ ich nur die Spitzen schneiden, niemals hätte ich meine lange Lockenpracht abschneiden lassen. Eine schöne Frau habe lange Haare, sagte Martin immer. Ich trat also in das Geschäft und wurde begrüßt von einer mir wildfremden Person, sehr fröhlich. Die fröhliche Friseurin, dachte ich. Die fröhliche Friseurin also geleitete mich zu einem Sessel, ich erklärte meine Wünsche. Sie begann zu schnipseln, ich legte eine Frauenzeitschrift auf meine Knie. Sie begann zu sprechen, ich fühlte mich wie eine Majestät. Wie hätte ich mich auch sonst fühlen sollen, immerfort im Plural angesprochen.

»Und seid ihr schon auf Urlaub gewesen?«, fragte die Friseurin.

Menschen sprachen zu oft von ihren Urlauben, fand ich. Beim Friseur sowieso. Aber auch sonst. Ständig wurde über Urlaube gesprochen, als ob die Menschen nichts anderes im Kopf hätten, als Urlaube zu buchen und Urlaube zu machen und von gebuchten und gemachten Urlauben zu erzählen. Wahrscheinlich, dachte ich, buchen und machen die Menschen nur ihre Urlaube, um dann von ihnen erzählen zu können. Sie buchen ihre Urlaube, während andere depressiv in ihrem Haus sitzen. Und dann erzählen sie von ihren Urlauben, während andere einen Selbstmord vorbereiten. Von ihren Urlauben reden sie, aber mit der Hilda Haller redete niemand. Und dann heißt es wieder Hastduschongehört und Mankansich-dasnichtvorstellen und Köpfe werden geschüttelt, am laufenden

Band. Dämliches Urlaubsgelaber, wirklich. Aber: Freundlich sein, Frau Isa. Lächeln. Nein sagen, noch nicht auf Urlaub gewesen. Wieder in die Frauenzeitschrift auf den Knien starren. Hoffen, dass die Friseurin dieses Zeichen versteht.

»Und habt ihr einen Urlaub geplant?«

Sie verstand nicht. Ich hätte sagen können, nein, weil Geld sparen und Haus bauen und Architekt zahlen und alles Mögliche. Aber wollte ich das einer fremden Friseurin erzählen? Außerdem. Haus bauen, falsches Thema. Giebel oder Flachdach? Zwei oder drei Kinderzimmer? Offene oder geschlossene Küche? Mit derartigen Fragen quälte mich Martin jeden Tag, da musste jetzt nicht auch noch die Friseurin damit anfangen. Ich wollte davon nichts hören. Am Abend musste ich mit Martin ohnehin noch zum Architekten. Musste man nicht auch noch beim Friseur darüber reden. Also. Noch einmal der Versuch. Lächeln. Nein sagen, keinen Urlaub geplant. In die Frauenzeitschrift starren. Hoffen.

»Und geht ihr ins Strandbad?«

Vergeblich.

»Und habt ihr auch so viele Schnecken im Garten?«

Keine Chance.

»Und geht ihr aufs Feuerwehrfest?«

Also dann. Gegenangriff. »Und ihr?«, sagte ich. Eure Majestät, dachte ich.

Wir, wir, wir, hörte ich die Friseurin sagen. Ablenkung geglückt, für eine Weile. Aber nur für eine Weile.

»Und habt ihr Kinder?«

Knebelt der Friseurin den Mund!

»Und seid ihr verheiratet?«

Steckt ihr einen Lockenwickler zwischen die Zähne!

»Und wohnt ihr in einer Wohnung?«

Einen Lockenwickler, bitte!

»Und gefällt es euch in der Wohnung?«

Aus. Ende. Ich gab auf, klappte die Frauenzeitschrift zu. Also doch vom geplanten Haus erzählen.

Dann, endlich, hatte das Schnipseln und also das Reden ein Ende, mein Kopf wurde vom angenehmen Sausen des Föns umhüllt. Die Lippen der Friseurin bewegten sich weiter. Ich, nur das Sausen in den Ohren, beobachtete das Schauspiel des klappenden Kiefers und gab mit einer Geste zu verstehen, dass das Getöse des Föns es mir leider, leider unmöglich machte, auch nur ein Wort zu verstehen. Die Friseurin verstummte. Mit ihrem Fön aber blies sie mir einen Gedanken in den Kopf. Oder sie blies einen Schalter um. Oder sie ließ einen eingefrorenen Gedanken auftauen. Jedenfalls war von einer Sekunde auf die nächste ein Gedanke in meinem Kopf, den ich noch nie zuvor in dieser Klarheit gehabt hatte.

Ich könnte Nein sagen.

Nein zum Haus nämlich. Ein Gedanke, der sich logisch anhörte, natürlich. Mich aber perplex machte, in diesem Moment. Es bestand also wirklich die Möglichkeit, dieses Haus nicht zu bauen. Ich konnte einen Rückzieher machen. Es gab Menschen, die das taten. Also bestand diese Möglichkeit auch eindeutig für mich. Ich musste ja nicht gleich den gesamten Hausbau absagen. Aber zumindest den Architektentermin, den konnte ich absagen. Oder verschieben. Oder krank sein. Ja, das konnte ich tun. Ich konnte Bauchschmerzen haben. Wer Bauchschmerzen hatte, konnte nicht zu einem Architektentermin gehen. Nein, das war unzumutbar.

Die Friseurin schaltete den Fön aus und stellte ihre erste Frage im Singular: »Und hast du dir schon Küchen für das Haus angeschaut?«

Ich? Mir? »Nein«, sagte ich und handelte das Küchenthema demonstrativ im Plural ab. »Haben wir noch nicht«, sagte ich. Und dachte: Eure Majestät! Wir werden am Abend Bauchschmerzen haben.

Ende der Leseprobe

Im Buchhandel, oder online erhältlich.

Als Klappbroschur,

oder als eBook auf allen Plattformen